

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

203 (30.8.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 106



Nr. 106.

Karlsruhe, Sonntag, den 30. August

1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist unterjant.

Annemarie.

Novelle von R. Sommer.

„Ich habe Schiffbruch gelitten, Margarete, an allem, aber zumeist an der Kunst —“ klang es mit schmerzlichem Grollen. Ich habe alles versucht, ich habe von allem genascht. Ich habe zu den Füßen der älteren und der jüngeren Meister gesessen, um von ihnen zu lernen. Ich habe Idealgestalten geschaffen und mich zu der Höhe auf der Straße verirrt; ich bin ein Anhänger der klassischen Kunst gewesen und habe mich zu dem Naturalismus bekehrt. — Sie sehen in meinen Bildern hier alle Richtungen vertreten; ich habe alles versucht und alles ist — Stückwerk gewesen!“

Es klang ein tiefer, leidenschaftlicher Schmerz aus seiner Stimme, sein Antlitz war ganz bleich geworden.

Margarete sah voll Besorgnis zu ihm empor. „Lassen Sie jetzt diese aufregenden Gedanken, Werner“, hat sie innig. „Später, wenn Sie kräftiger geworden sind, sprechen wir ausführlicher über alles dieses, und da soll es Ihnen, wenn Sie wünschen, auch an meinem Rat nicht fehlen. Jetzt lassen Sie mich Ihnen nur das Eine sagen, ich habe den Glauben an Ihr Talent noch nicht verloren, und ich bin überzeugt, daß es sich einst durchringen wird zur schönsten Harmonie.“

„Und nun kommen Sie und lassen Sie sich von alten Bekannten begrüßen.“

Sie führte ihn zu der Sammlung von Stimmungs- und Genrebildern, die er früher gemalt. Zuerst glitt ein geringfügiges Lächeln über seine Züge und sein Blick suchte, wie vergleichend, die großen, farbenreichen Gemälde, dann aber ward er immer ernst, lange und aufmerksam betrachtete er die kleinen, prunlosen Bilder, und endlich brach ein helles Leuchten von seinem Angesicht.

„Ja, das sind sie, die Zeugen einer schönen Zeit, wo ich unter der Leitung meines alten, lieben Lehrers den geheiligten Boden der Kunst betrat. Ich habe nicht gehalten, was ich damals versprach“, fügte er in einem trüben Ton hinzu.

Dann wanderte sein Blick wieder zwischen diesen und den andern Bildern umher, prüfend, vergleichend. „Sie sind unscheinbar, sie fallen nicht in die Augen, aber sie haben etwas, was jenen großen Gemälden bei all ihrem Prunk und Farbenreichtum fehlt, sie haben inneres Leben, sie fesseln, je länger man sie betrachtet.“

„Es sind kleine Meisterwerke in ihrer Art“, setzte Margarete warm hinzu. „Und wenn Sie etwas von diesen Sachen ausstellen wollten, ich bin überzeugt, der Erfolge würde nicht fehlen.“

„Wie oft in den Jahren, als Sie für uns verschollen waren“, fuhr Margarete bewegt fort — „hat mein Vater nach diesen Bildern geblickt, und immer flog dann wieder ein Hoffnungsschimmer über sein Gesicht, „das Talent kann nicht verloren sein, es wird sich dennoch durchringen!““

„Noch auf seinem Sterbelager hat er Ihrer gedacht.“ Wenn er zurückkommt, dann teile ihm die letzte Bütte eines Toten mit. Er möge sein Talent nicht verkennen, es nicht zersplittern; die Kleinmalerei ist sein Fach, aber ganz besonders das Porträtieren. Wenn er alle Kräfte daran setzt, kann er ein zweiter Lenbach werden. Sage ihm auch, daß ich den Glauben an ihn nie verloren, und daß ich große Hoffnungen auf ihn setze.“ Das ist das Vermächtnis eines Toten für Sie, Werner“, schloß Margarete, während helle Thränen über ihre Wangen rollten, „möge es Sie aufrichten und Ihnen Segen bringen!“

Es war still nach ihren Worten, beide waren zu sehr bewegt, um noch etwas sagen zu können.

Er stand immer noch stumm vor den kleinen Stimmungsbildern, während sie schweigend und aufmerksam die Gemälde betrachtete, die ihr noch fremd waren.

Da stieß sie plötzlich einen Ruf der Ueberraschung, des Entsetzens aus.

Sie hatte das Portät erreicht, das etwas verborgen von der Draperie in der Ecke lehnte.

„O, Werner, welch ein süßes Gesicht! Sagen Sie rasch, wer ist es?“

Sie blickte sich fragend nach dem jungen Mann um, erschraf aber vor der jähen Veränderung in dessen Zügen. Die Augen blickten hart und kalt, um den Mund lag ein höhnisches Lächeln, während er die Zähne wie im Schmerz zusammenbiß.

Er trat langsam näher, ihr war, als ließe ein Bittern durch seine schlanke Gestalt.

„Wer das ist, Margarete? Eine schöne Teufelin, ein Dämon in Frauengestalt.“

Er lachte laut und hart auf, und riß mit jäher Handbewegung die Falten zur Seite, daß das Bild voll in's Licht trat.

„Das ist das Weib, Margarete, welches ich bis zum Wahnsinn geliebt habe, welches mich soweit gebracht, daß ich mich selbst verlor, daß ich — ah!“ er stöhnte auf wie ein verwundetes Tier und legte die Hand über die Augen.

Dann richtete er sich zu seiner vollen Höhe empor und warf den Kopf zurück, als wies er damit auch die Vergangenheit weit von sich.

„Vorbei! Jetzt haße ich sie nur noch, nein, auch das nicht, jetzt verachte ich sie!“

Er zog einen Sessel herbei für Margarete, und ließ sich selbst mit müder Bewegung auf einen Stuhl nieder.

„Lassen Sie mich Ihnen das einmal erzählen, Margarete, und damit die Erinnerung abthun.“

Er achtete nicht darauf, daß auch ihr Antlitz sich verändert hatte, daß es bleich geworden und ein tiefer Schmerz darauf lag. Er sah immer nur das Frauenbild an, seine Künstleraugen konnten sich der wunderbaren Schönheit dieser Linien nicht verschließen, sie sogten sich fest daran, ob es um den Mund auch herb und stolz und spöttisch zuckte.

Endlich rückte er ein wenig zur Seite, stützte den Arm

auf die Lehne des Stuhles und beschattete seine Augen mit der Hand.

„Miss Ellen Hoggard“, sagte er vorstellend. „Sie war eine Amerikanerin, stolz, reich, frei und ungebunden, wie nur die Töchter der neuen Welt es sind. Sie befand sich in dem Hause des amerikanischen Gesandten, der ein entfernter Verwandter von ihr war. Ihr Bruder hatte sie hergebracht, sie hatten die bedeutendsten deutschen Städte besucht, dann war er wieder nach der Heimat zurückgekehrt, während sie für ein halbes Jahr in München blieb, um Musikstudien zu treiben und europäisches Gesellschaftsleben kennen zu lernen.“

„Mr. Fourthland war ein eifriger Freund und Förderer der Kunst; in seinem Hause sammelte sich alles, was auf diesem Gebiet irgend einen Namen hatte. Aber auch das Militär, die Aristokratie, überhaupt alle Gesellschaftskreise waren dort vertreten. Und hier war Miss Ellen der Stern, dem alles huldigte, der alles bezauberte. Sie war schon einige Monate in München gewesen, als ich von einem längeren Aufenthalt in Rom und Florenz dorthin zurückkehrte. Ich hatte bis dahin nicht viel in der Gesellschaft verkehrt, ich widmete den größten Teil meiner Zeit den Studien, meine Erholungsstunden brachte ich gern bei einem mir befreundeten Kollegen zu, der eine sehr angenehme Häuslichkeit hatte, eine junge Frau und zwei reizende Kinder. Er selbst war eine frische, heitere Natur, leicht erregt und aufflammend, dabei von peinlichstem Ehrgefühl. Seine Frau hatte ein ernstes, sinniges Wesen, welches mich sehr an Sie, Margarete, erinnerte. Sie lebten in glücklichster, harmonischer Ehe. Ich fühlte mich so wohl in ihrem Kreise und malte mir gerade so meine künftige Häuslichkeit aus. Wenn ich die schlante, blonde Frau sah, in ihrem ruhigen, gemütvollen Walten, dann dachte ich auch an eine, die ihr ähnlich war, die ich kannte und verehrte und deren sanftigenden Einfluß ich so oft an mir gespürt.“

Er schwieg eine Weile, wie in Sinnen verloren; Margarete saß still, mit gesenktem Blick und zuckenden Lippen.

Dann hub er wieder an, und sein Ton klang gepreßt und tief bewegt. „Mein erster Gang bei meiner Rückkehr nach München war natürlich zu Driefsen; in meiner Wohnung war es ungemütlich, da ich meiner Wirtin meine Ankunft nicht zeitig genug gemeldet hatte. Aber als ich die Treppe zu des Fremdes Wohnung emporstieg, scholl mir nicht wie sonst Lachen und Singen, heiteres Stimmengewirr entgegen, ich schellte, aber niemand kam, mir zu öffnen, ich faßte den Drücker der Thür, sie war verschlossen. Ich klingelte noch einmal, aber es blieb alles still, regungslos. Eine bange Ahnung, eine unbestimmte Angst überfiel mich plötzlich. Ich stieg wieder hinab und erkundigte mich unten bei dem Portier nach dem Freunde.“

Der Mann sah mich ganz erstaut an. „Ja wissen Sie das denn nicht? Der Maler Driefsen ist tot — ganz plötzlich — vor zehn Tagen haben sie ihn begraben.“

„Mir war, als habe ich einen Schlag erhalten. „Tot?! Aber wie ist denn das möglich?““

Der Mann beugte sich flüsternd vor: „Sie brachten ihn eines Tages — tot — durch die Brust geschossen.“

„Hatte er ein Duell?“ Ich hielt mich taumelnd an dem Thorbogen.

„Nein — er nahm sich selbst das Leben.“

„Selbst? Großer Gott! Weshalb, warum?“

Der Portier zuckte die Achseln. „Und seine Familie? Wo ist sie geblieben?“

„Seine Frau ist mit den Kindern wieder zu ihrer Mutter gegangen, Pringenstraße 26. Das arme Wesen hielt es hier allein nicht aus.“

Ich stand wieder auf der Straße. Der Wind wehte um mein Gesicht, um mich rauschte das Treiben der Großstadt, Wagen rasselten, die Menschen schwärmten, ich hörte das alles nur wie im Traum, ich stand wie erstarrt. War Driefsen, mein lieber, alter, fröhlicher Max tot? Ich konnte es nicht fassen. Weshalb? Ich mußte seine Frau sehen.

„Bald hatte ich das Haus in der Pringenstraße erreicht. Ihre Mutter, eine alte Frau, die Witwe eines Arztes, öffnete mir.“

„Kann ich Frau Driefsen einen Augenblick sehen? Ich bin ein Freund ihres unglücklichen Mannes.“

Sie sah mich an, stumm, mit einem Zucken um ihre Mundwinkel. Eine Bewegung forderte mich auf, mitzukommen.

Da sah Frau Anna, die ich so frisch und froh gesehen,

bleich, verhärtet, fast unfenntlich, die Hände verschlungen im Schoß, ein Bild des Jammers.

Sie schrie auf bei meinem Anblick, sie warf sich an meine Brust, als sei ich ihr Bruder und weinte herzbrechend. Ich ließ sie ruhig gewähren, erst als ihr Schmerz stiller geworden, fragte ich sie, wie das alles gekommen, weshalb der Unglückliche das gethan?

Sie schüttelte traurig das Haupt. „Ich weiß es nicht, er war wohl krank. Er war seit Wochen so aufgereg, heftig, verärrt, er war oft aus, in Gesellschaften, auch bei Fourthlands. Sie feierten Feste, stellten lebende Bilder und er arrangierte sie. Mich vergaß er fast dabei. Dann kamen wieder Zeiten, wo er wieder doppelt herzlich und fürsorglich war. Aber er war traurig, es quälte ihn etwas. Wenn ich ihn fragte, strich er über mein Gesicht, „nur etwas Geduld, Anna, und Nachsicht, es wird schon vorüber gehen.“

„Und an jenem letzten Tage — als er fortging — wie lieb und gut war er, wie bat er mich um Verzeihung —“ sie schlug in bitterem Schmerz die Hände vor das Gesicht — „weshalb nur, o Gott, weshalb?“

„Vielleicht schreibt er es Ihnen“, fiel jetzt die Mutter ein „diesen Brief, an Sie gerichtet, fanden wir bei ihm.“

Ich nahm das Schreiben aus ihrer Hand. Ja, das waren seine großen, charakteristischen Schriftzüge, nur etwas verworren und unsicher kamen sie mir vor, wie mit zitternder Hand geschrieben. Armer Freund!

Und da las ich nun; es waren nur wenige Zeilen. „Ich kann das Leben nicht länger ertragen. Ich bin einer Macht verfallen, die stärker ist als ich, ich hasse und verachte mich darum, aber ich weiß keinen Ausweg. Verdamme mich nicht, Werner. Ordne meine Sachen und erbarme Dich meiner Familie, um unserer Freundschaft willen.“

Tief erschüttert ließ ich das Blatt fallen. Seine Frau nahm es auf und las es und drückte ihre Lippen auf die Schriftzüge.

„Welche Macht kann das gewesen sein?“ fragte ich, und unsere Blicke trafen sich bang und verärrt.

„Vielleicht — eine Frau“, sagte sie tonlos. Die Mutter lachte leise und bitter auf.

„Ja, die Künstler können nicht treu sein, ich habe es Dir ja immer gesagt.“

Da fuhr sie empor, über ihr bleiches Gesicht flog eine helle Röte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein badischer Schulmann.

Es scheint, daß um das Jahr 1820 die schwerste Zeit für das Lyceum überstanden, seine Existenzberechtigung in jeder Hinsicht erwiesen war; die Seele der Schule, welche längere Zeit zweifellos die blühendste Anstalt des Landes war und zahlreiche ausländische Böglinge hatte, war und blieb Nüßlin, dessen Wirken als „Lehrer von Gottes Gnaden“ in einem weiteren Abschnitt unserer Programmbeilage ansiehend und anschaulich geschildert wird. Ohne auf weitere Einzelheiten einzugehen, sei wenigstens auf einen sehr beachtenswerten Zug des bedeutenden Schulmanns aufmerksam gemacht. Großes Gewicht, sagt sein Biograph, legte Nüßlin auf das einträchtige Zusammenwirken von Schule und Haus. Die Jahresprüfungen waren ihm eine hochwichtige Sache, nicht ein „eingeleirtes Schauspiel“; sie dauerten gewöhnlich 3-4 Tage und schlossen mit der feierlichen Preisverteilung unter Musikbegleitung, und den Eltern wurde vorher der Besuch dieser Veranstaltungen mit allen erdenklichen Gründen auf die Seele gebunden.

Auch hierin steht also der Geist Nüßlins in einem erfreulichen Gegensatz zu der Denkweise unserer Zeit; sein Standpunkt ist der gesunde und natürliche. Mit leichtem Grund und übertriebenen Behauptungen bezüglich einiger angeblichen Schattenseiten der Schulprüfungen hat man diese vor allem für die Lehrer der Anstalt, nicht minder aber auch für die Eltern schätzenswerte und nützliche Einrichtung allmählich so beschränkt — z. B. selbst bei großen Klassen nur $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde für ein Fach —, daß allerdings der Wert derselben in dieser Form zweifelhaft geworden ist; nur die kirchlichen Oberbehörden haben noch in anerkennenswerter Weise an dem alten Gebrauche festgehalten und bekommen dafür auch, da die Inspektoren immer nur am Schlusse des Schuljahres kommen, ein besseres und richtigeres Bild vom Stand des Unterrichts, d. h. namentlich von den Kenntnissen der Böglinge, als es leider in den Kreisen der eigentlichen Schule selbst oft der Fall ist. Wie nüchtern und sad war z. B. nicht diesen Sommer der Schluß des Schuljahres, wo fast überall jede Feierlichkeit weggel, wer mit

den inneren Verhältnissen recht bekannt ist, weiß, wie das noch bevorstehende Examen allein den Hauptsporn bildet, daß auch in den letzten Wochen des Schuljahres noch tüchtig gearbeitet wird, und daß sonst leicht der Flügelschlag des Unterrichtes vorzeitig erlahmt. Wenigleich der Besuch der Prüfungen vonseiten des Publikums nicht mehr so stark ist, wie früher, so hat doch die Schule die Pflicht — und diese bleibt ihr für immer — wenigstens einmal im Jahre dem Elternhaufe Gelegenheit zu bieten, einen Blick in ihr inneres Leben zu thun; sogar wenn für die einzelnen Fächer etwas vorbereitet werden kann, so lassen sich immer noch vielerlei interessante Beobachtungen anstellen.

Es ist also wirklich zu hoffen, daß die für dieses Jahr ausnahmsweise getroffene Anordnung nicht zur ständigen Gewohnheit werde. Nachdem man in einigen Schulen den Nachmittagsunterricht beseitigt hatte, was besonders vom erzieherischen Standpunkt aus sehr zu bedauern ist,*) war man gleich bereit, auch auf die Abschaffung der Schulprüfungen hinzuwirken. Was würde aber Nüßlin, der Sommer und Winter um 5 Uhr aufzustehen pflegte und überhaupt ein Muster rastlosen Fleißes und verzehrenden Eifers war, zu solchen, das Schulleben so schädigenden, die Gewöhnung zu regelmäßiger Arbeit geradezu untergrabenden Neuerungen gesagt haben!

Noch in einem andern Punkte unterscheidet sich unser Held vorteilhaft von manchen seiner Fachgenossen. „Das Herz, wird von ihm gesagt, ging ihm zwar auf, wenn er von Griechenland, Athen, Sparta sprach; allein der Hinweis auf die Unbeständigkeit einer wesentlich auf das Aesthetische gegründeten Kultur fehlte nicht.“ In einem seiner letzten Werke aber, einer Uebersetzung von Platos Phädon, sagt Nüßlin: „Die platonischen Beweise enthalten unstreitig das Tiefste und Unwiderleglichste, was der menschliche Geist für die Begründung des Glaubens an die Unsterblichkeit der Seele zu erdenken vermochte, ehe der kam, der die Auferstehung und das Leben ist. Durch ihn gelangen wir unmittelbar, durch Sokrates nur mittelbar zu dem Ziel. Denn Christus ist nicht nur der sichere Führer zu dem Ziel, sondern dieses Ziel, die Wahrheit, das Heil selber.“ Nichts ist ja gewöhnlicher in den Kreisen derer, welche das Altertum, seine Litteratur und Kultur so gewaltig überschätzen, wie es leider noch häufig der Fall ist, als die fast gänzlich mangelnde Würdigung für den kulturellen Einfluß des Christentums, die richtige Anerkennung für das in Folge dessen in jeder Hinsicht höher stehende Geistes- und Kulturleben der Neuzeit. Um so wohlthuerender berührt es, daß auch einmal ein Philologe von echtem Schrot und Korn wenigstens in einer Beziehung dem die Ehre läßt und giebt, welchem sie wirklich gebührt.

Doch zum Schluß! Es war im Oktober 1850, daß der Siebzigjährige feierlich Abschied nahm von der ihm so köstlichen Wirkungsstätte; an dankbaren Guldigungen seitens der Schüler und Kollegen fehlte es nicht. Es war ihm noch ein ziemlich langer Lebensabend beschieden, der freilich schon 2 Jahre später durch den Tod seiner treulichsten, von ihm innig geliebten Gattin getrübt wurde. Nach fand Nüßlin viel Freude in der Fortsetzung seiner früheren Studien; die Beurteilung interessanter Werke des Altertums war das Gebiet, in welchem er sich von jeher am meisten heimlich fühlte, in dem er auch jetzt am liebsten verweilte. Viel häufiger, als er es früher gethan, begann er nun zu schreiben; doch schrieb er nicht für Gelehrte, sondern für „unbefangene, ernste und geistvolle Leser, für gebildete Freunde der Antike.“ Die Frucht seiner Mußezeit waren mehrere ganz treffliche Uebersetzungen oder Erläuterungsschriften zu Homer, Aulysides und Plato. Seit dem Tode seiner Frau war es aber mehr und mehr einsam um Nüßlin geworden. Die alten Freunde waren weggestorben; die junge Generation verstand ihn, er sie nicht recht; die unangenehmen Gefühle und Erfahrungen des Greisenalters schienen ihm nicht erspart geblieben zu sein. Immerhin erkrankte er sich lange körperlicher und geistiger Müdigkeit und starb hochbetagt, nach kurzer Krankheit, am 23. August 1863. In der Grabrede wurde von ihm gesagt: „Das war das Ende eines Mannes, dessen Namen die Seinen mit Liebe, unsere Stadt mit Ehrfurcht, viele Männer weithin mit Dankbarkeit und Nahrung nennen, eines Mannes, der gut, verständig, gerecht war.“

Berliner Ausstellungsbriefe.

X Berlin, im August 1896.
(Schluß.)

Auf die kleine Schar der Ausgewählten folgt hier wie überall die Masse der Unbedeutenden, in diesem Falle die in Berlin so zahlreichen Fabriken von Messing- und billigen Silberwaren, von denen zwei sogar eine vollständig eingerichtete Werkstat im Betriebe zeigen. Wir wenden uns von ihnen den nächsten Sälen zu, wo die Industrie der Bronzen ihre Triumphe feiert. Vor 20 bis 30 Jahren hätte es schlecht ausgesehen mit dem Triumph: Wien

*) In diesem Punkte vermögen wir die Ansicht des Herrn Verfassers nicht zu teilen; wir halten den Ausfall des Nachmittagsunterrichts für eine der körperlichen und geistigen Entwicklung der Jugend sehr förderliche Einrichtung. D. Red.

und Paris waren damals die Centren der Bronzegießerei, heute dagegen brauchen wir an Geschmac und Güte die Konkurrenz der ganzen Welt nicht mehr zu fürchten. Die Berliner Bronzen haben diejenigen Wiens überholt. Paris fürchtet und beneidet unsere Erfolge, und dieser Saal beweist, wie recht das Ausland hat, wenn es sich unseren Bronzen von Jahr zu Jahr mehr öffnet. — Von der Lampenindustrie läßt sich noch Ähnliches sagen; besonders seit der erst 30 Jahre alten Erfindung des Rundbrenners ist Berlin das erste Centrum dieser Industrie. Kein Land der Erde kann unsere Brenner entbehren, deren in Berlin alljährlich an Zahl und Auswahl weit mehr erzeugt werden, als in allen übrigen Ländern. Stellt doch eine einzige Fabrik neben einer Anzahl fertiger Lampen fünfmalhunderttausend Brenner im Jahre her! Aber auch das Kunstgewerbe fährt nicht schlecht bei dieser Blüte der Berliner Lampenindustrie; in keiner Stadt der Erde hätte eine so glanzvolle Ausstellung geschmackvoller Lampen in allen Stoffen, Formen und Farben sich gestalten lassen.

Mit schwererem Geschick wartet uns die Metall-Industrie auf, wenn wir aus der Bronzen-Abteilung quer durch's Mittelschiff, an der großartigen Gruppe der Mannesmannwerke vorüberkommend, den Saal der Panzerstränge aufsuchen. Unsehnbare Raffeten, die nur ein Riese heben kann, Schränke, an denen das Feuer, Trefors, an denen der Stahl sich vergebens verucht, reihen sich an Stahlkammern, in deren Hohlraum beliebige Millionen ruhig schlummern können. Krupp, die historische Firma des Gießschraubbaues auf dem ganzen Kontinent, ist natürlich Herrscherin auf diesem Felde, wenn auch heute nicht mehr Alleinherrscherin. Der erste Gießschraub des Festlandes, vor 63 Jahren aus winzigen Stahlplatten zusammengesetzt, steht wie ein lächerlicher kleiner Kobold da neben den Kolossen der Neuzeit, an denen es nicht Niets, noch Fuge für den Meißel, nicht Vorsprung oder Einbuchtung für die Brechstange, ja an denen es zu guter Letzt weder Schloß noch Schlüssel mehr giebt. Besteres hat das amerikanische Zeitloch überflüssig gemacht, dessen Uhr am Abend auf die Öffnungstunde des nächsten Tages gestellt wird und dann den Schraub mit einem Gebelruch öffnen läßt, während vorher keine Macht der Erde seine Thüren bewegen würde, sich zu spalten. Selbst in diesem Reiche der hydraulisch gebogenen Panzerplatten treibt das Kunstgewerbe noch seine bescheidenen Blüten, — in der Bemalung oder Emaillierung der Treformände, ganz sirt es erst in den beiden letzten Sälen der Gruppe ab, um der nackten Nüchlichkeit Platz zu machen. Konservendbüchsen und Dezimalwaagen, Nickelgeschirr und Stiefelmechte, Drahtgaze und elektrische Bratpfannen, Eißschänke und Finkfänge sind nützliche Dinge, wenn man sie gerade gebraucht, aber malerisch — ich habe es oft erfahren und diesmal wieder — malerisch wirken sie selbst in den größten Quantitäten nicht.

In den zwei Duerhallen, die links an die Lampenausstellung sich anschließen, hat die Papierindustrie ausgestellt. Durch eine Kollektiv-Ausstellung des deutschen Papiervereins hat auch sie teilweise nationale Bedeutung erlangt. Neben allen Arten von Papier, in Größe, Form, Farbe, Stärke und Güte tausend Zwecken angepaßt, sehen wir auch alle die Hilfsmittel, mit denen unsere schreibselige Zeit die weißen Blätter ihrer jungfräulichen Reine möglichst schnell wieder zu berauben strebt. Da sind die Stahlfedern von Heintze u. Wandler, die Blei- und Buntstifte von Faber, Großberger u. Kurz und Anderen, da ist die Barlock-Schreibmaschine und der Shannon-Registrator von August Reiß, Coenmedens tausend Patente und allerhand andere Kurzweil. Auch was man aus dem Papiere macht, ist ausgestellt worden, und zwar nicht allein Bücher; Mey und Edlich's Stoffröschle ruht friedlich neben den Lampenschirmen von Tuchband u. Fritsch, und von papiernen Gesellschaftsspielen giebt es eine Sintflut. Wir können auch sehen, wie man Couverts macht; Kartons und Schachteln wachsen unter unseren Augen, und eine große Buchbinderei schneidet ihre Rappe elektrisch.

Ein Weg von einigen Minuten führt uns aus der Gruppe Papierindustrie in den linken Seitensaal des Gebäudes, wo in einigen kleineren Sälen das Buchgewerbe und die graphischen Künste ihre Stätte gefunden haben. Der deutsche Graveur-Verein hat seinen Mitgliedern als den eigentlichen Erben der alten, mehr und mehr verschwindenden Stahl- und Kupferstichkunst einen breiten Raum in dieser Gruppe gesichert. Wundervolle Kameen von R. Otto, eifelierte Portraits von W. Arndt, Nasenmüssen und anderen noch, reizende Ehrengeschenke von Rohloff fallen ins Auge. — Die hervorragenden Firmen des Holzschnitts, der Lithographie, des Del- und Buntdrucks, der photographischen Vielfältigung haben sich breit an den Wänden entfaltet; wir finden den ersten Lichtdruck nach Meisenbach's Verfahren, und erkennen in seinem Gegenstande einen prächtigen Charakterkopf Wegendorfers, den Stiff wie immer in Humor getaucht. Der Kladderadatsch zeigt in der ehrendürdigen Anfangsnummer vom 7. Mai 1848 unbehülfliche Gehversuche. Dagegen präsentiert sich in zwei Seitensälen das beste Können der Neuzeit. Das Hof-Institut von Troisch hat seine vorzüglichsten Buntdrucke, der Verein der Kunstfreunde seine Reproduktionen aus der Nationalgalerie zur Schau gestellt. Die Kartographie ist durch Anstalten wie Dietrich Reimer, Straube und Moser vertreten, den Berliner Verlag repräsentieren Firmen

von rühmlichem Klang, Gebrüder Paetel, Mittler u. Sohn, Fontane u. Co., Heymann und eine lange Reihe anderer; es fehlen wenige unter den großen Specialfirmen der Weltstadt. Der Buchdruck selbst hat endlich in Lettern, Gießmaschinen, Gießerei-Hilfsmitteln und dergl. sein Handwerkszeug zur Schau gestellt, um in dem Werden eines Buches aus Papier und Schwärze keine Stufe vermissen zu lassen.

Der Jubiläumsfestzug

der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe zum 70. Geburtstag

S. R. G. des Großherzogs Friedrich von Baden nach dem Projekte von Professor Hermann Götz.

Unter diesem Titel ist soeben im Verlag der Bielefeld'schen Hofbuchhandlung (Biebermann u. Co.) in Karlsruhe ein Werkchen erschienen, welches angesichts der bevorstehenden Festlichkeiten eine ganz besondere Bedeutung gewinnt und gewiß von einem großen Publikum mit Freude begrüßt wird. Bekanntlich soll der geplante Festzug den Glanzpunkt aller Veranstaltungen in hiesiger Stadt bilden. Derselbe verspricht denn auch ganz einzig in seiner Art zu werden, Dank den Anstrengungen, die von allen Beteiligten und namentlich von dem unermüdbaren künstlerischen Leiter, Herrn Direktor Götz, gemacht werden. Bis in die geringsten Einzelheiten war der großartig gefasste Plan durchzuarbeiten. Nur wenigen war es vergönnt, Einsicht zu nehmen von den kunstvollen Entwürfen zu den einzelnen Gruppen, deren jede ein lebendes Bild darstellt, zu den herrlichen Festwagen, deren jeder ein abgeschlossenes Kunstwerk für sich bildet, wobei alle diese Teile sich doch wieder zu einem künstlerisch einheitlichen Ganzen zusammenfügen. Das vorliegende Werkchen ist nun trefflich geeignet, uns mit den Merkwürdigkeiten des Festzuges vertraut zu machen. Durch dasselbe erhalten auch die anziehenden, poetisch angeschauten Betrachtungen über die einzelnen Gruppen, wie sie in der „Bad. Landesztg.“ von einer hiesigen kunstsinigen Dame veröffentlicht wurden, erst den nötigen Untergrund. Schon die äußere Erscheinung dieses allerliebsten Albums fesselt in hohem Grade. Die Außenseiten zieren 2 sinnige Bilder von Direktor Götz. Auf der Vorderseite sehen wir einen fürstlichen Herold mit dem Scepter in der Rechten, während seine Linke nach dem im Hintergrunde erscheinenden Großherzoglichen Schlosse weist, über dem sich eine Strahlenkrone ausbreitet. Von den beiden ihm beigefellten jugendlichen Bannerträgern hat der eine mit dem städtischen Wappen seine Fahne vor dem Residenzschlosse gesenkt. Das Bild der Rückseite zeigt uns, wie die verschiedenen Stände und Lebensalter vor dem Bilde des Großherzogs ihre Huldigung darbringen und begeistert in den Choral einstimmen: „Heil unserm Fürsten Heil!“ Das Innere enthält außer einem Titelblatte mit der Festzugsordnung und schöner Vignette gegen 50 Darstellungen in Zinkographie, voran die reizende Kindergruppe mit dem mächtigen Blumenstrauß und der Gruppe der Gymnastinnen. Dann folgt der wirkungsvolle Festwagen der Universität Heidelberg mit der thronenden Minerva, weiter der Wagen der Universität Freiburg, eine mittelalterliche Schule mit Magister und Scholaren darstellend, der prächtige Wagen der technischen Hochschule, der der Kunstschule, von 6 auserlesenen Dichtern gezogen, der Wagen des Münsterbauvereins Freiburg mit einem kolossalen Modell des Freiburger Münsters u. s. w. Jedes Bild bietet des Beherrschenden und Anziehenden so viel, daß man das Werkchen immer und immer wieder zur Hand nimmt. Während es einerseits auf die verständnisvolle Betrachtung des großartigen Festzuges am besten vorzubereiten vermag, wird es andererseits auch allen jenen, welche ihn nicht in Wirklichkeit sehen können, eine gute Anschauung davon vermitteln. Die Wiedergabe der Bilder ist eine sehr gediegene, der Preis im Verhältnis zu dem Gebotenen recht niedrig. Wir wünschen dem vorzüglichen Werkchen die weiteste Verbreitung.

Kunst und Wissenschaft.

* Ueberlingen, 26. Aug. Unter Mitwirkung der Herren Gönner und Rahner aus Karlsruhe veranstaltete Herr Konzertführer A. Ritter aus Meersburg gestern hier im großen Saale des Badhotels ein Konzert, das mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde. Nach dem „Seeb.“ war es besonders der vokale Teil, der das allgemeine Interesse in Anspruch nahm. Die wohlgeschulte Tenorstimme des Herrn Ritter, die von gutem Verständnis und warmer Empfindung unterstützt wurde, kam besonders in dem Französischen Lied „Stille Sicherheit“ zur Geltung.

Verschiedenes.

— Aus dem Fundbureau der Berliner Gewerbeausstellung. Verloren gemeldete Sachen. Ein Zwanzigmarkstück. Eine Geldbörse mit Inhalt. Eine Brillantbroche. Ein illustrierter Prachtkatalog. Drei Ausstellungsloste. Eine Reitpeitsche mit silbernem Griff. Ein seidner Regenschirm. Eine goldne Herrenuhr. Ein Rundreise-Billet Berlin-Neapel. Ein Portefeuille mit

1000-Markscheinen. Ein neuer Ueberzieher. Als gefunden abgegebene Sachen. Eine Biermarke. Ein leeres Portemonnaie. Ein Hosentopf. Ein Band lyrischer Gedichte. 103 Bisttentarten. Ein Talmi-Trauring. Ein baumwollenes Taschentuch. Diverse Taschentücher. Ein Liebesbrief. Ein alter Hut. Eine Flasche Zacherlin.

Vom verstorbenen Professor Pasteur erzählt ein Berliner Blatt folgenden Scherz: Pasteur hatte eines Tages einen Streit mit Paul v. Cassagnac, und der letztere glaubte seine beleidigte Ehre nur durch Blut rein waschen zu können. Er sandte also seine Feigen an Pasteur, und diese sandten den Professor gerade in seinem Laboratorium, als er Experimente mit Trichinen anstellte. „Sie bringen mir eine Herausforderung von Cassagnac?“ fragte der Gelehrte lächelnd. „Jawohl,“ lautete die Antwort. „Als Geforderter habe ich ja wohl die Wahl der Waffen? Nun, ich wähle diese!“ Mit diesen Worten hielt er den Feigen 2 Würste hin, welche vollständig gleich zu sein schienen. „Eine von diesen Würsten,“ sagte er, „ist mit Trichinen gefüllt, die andere mit gutem Fleisch. Auswendig sind sie beide gleich und nicht von einander zu unterscheiden. Sagen Sie Herrn v. Cassagnac, er soll sich eine aussuchen, die andere werde ich essen.“ Als diese Vorschläge Cassagnac hinterbracht wurden, verzichtete er dankend auf das Duell.

Von einem neuartigen Ersatze für die verbotenen Stiergefechte wird aus Beaucuire im französischen Departement Gard folgendes gemeldet: Man führte einen Bären mitten auf die Arena und besetzte ihn an einer langen Kette. Darauf wurde ein Stier losgelassen, der sich wütend auf die schwarze Masse mitten in der Arena stürzte. Ein heftiger Kampf entspann sich. Der Bär hatte sich auf seinen Pranken emporgerichtet und sich in den Hals des Stieres festgeklammert; er brachte seinem Gegner einige Verwundungen am Ohre bei, erhielt aber einige kräftige Hornschläge. Schließlich entwand sich der Stier den Tritten seines Widersachers und ließ sich trotz allen Aufreizungen der Picadores nicht bewegen, aufs neue mit dem Bären anzubinden, der wie rasend an seiner Kette riß, um sich auf den ihm ausweichenden Stier zu stürzen. Die anderen gegen den Bär losgelassenen Stiere wollten sich gleichfalls mit Meister Pez nicht einlassen, der somit Sieger auf der ganzen Linie verblieb. Trotz seiner mutigen Haltung wurde das prächtige Tier, das 2,25 Meter maß, von dem Tierbändiger, der es verkauft hatte, durch 2 Flintenschüsse getötet.

Nach der That hilft kein Rat.*

(Ausschlüßung des Bilderrätsels in der letzten Samstagnummer.)

Ballade.

Der Ritter Diez von Durstgenstein
Ritt einst von seinem Schloß;
Noch fehlte ihm ein hoh Gemahl
Und seinem Haus der Erbherr.
Wie schien ihm mehr bellagenswert
Sein Junggesellenfranz,
Seitdem er eine Maid erseh,
Gar sitt- und tugendsam.
Wohl warnt der Knappe: „Eder Herr,
Rei' nicht auf jenes Kei';
Bei Bacchus! 'S ist das lextimal,
Daß Ihr sonst froh gewest!“
Der Ritter lacht: „Was fällt Dir ein?
Ich such' schon manchen Strauß,
Mein Schutzpatron, der heilige Mann,
Gibt mir auch da wohl 'raus.
Noch hab' ich ja mein gutes Schwert,
Im Keller kühlen Trank,
So lange sie mir gut und treu,
Was schert mich Weiber-Jank?“
Und sporenklingend tritt er ein
Bei Fräulein Hildegund:
Sie sumt nicht viel, nicht sagt sie „nein“
Reicht ihm den Rosenmund.
Der Liebe Band vereint sie nun,
Doch blieb ihr Segen fern.
Der treue Knappe dachte oft:
„Obad' Gott dem edlen Herrn!“
Wie tragt mich, seufzte Dieter bald,
Des Schicksals Hand so schwer,
Wie glaubt' ich, daß das Weibervolk
So kampfeslustig wär!
So geht es, wenn man erst bedenkt
Und wäget nach der That.
Hat man 'ne Dummheit erst gemacht
Dann hilft uns auch kein Rat!“

Karlchen Schlaumeier, Karlsruhe.

*) Wegen Raummangels gestern zurückgestellt. D. Red.

Grüne Jugend, was prahlst du so?
Ein jeder Halm wird endlich Stroh.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Dirschstraße 9.